

Eine Publikation der Journalistik-Studierenden des Frankreich-Zentrums der Universität Freiburg, Frühjahr 2022

# frei:sein



Im Probenraum des Freiburger E-Werks kann Magdalena Weniger so laut sein wie sie will.  
FOTO: MARLEEN BEISHEIM

## Freiheit der Freischaffenden

Die Performerin Magdalena Weniger experimentiert über die Grenzen von Musik-Genres hinweg

• von Marleen Beisheim

Jumpstyle, Flamenco und Jazz – dazu bewegt Magdalena Weniger ihren Körper und ihre Stimme. Sie kniet auf dem braunen Parkett. Ihre jazzigen „Dam-dah-dam“-Töne hallen in den großen, weiß gestrichenen Raum. Aus vier weißen Boxen in den Ecken klingt die Jazz-Sängerin Ella Fitzgerald. Magdalena springt plötzlich auf ihre nackten Füße und trippelt im Grundschrift durch das Studio. Immer wieder setzt sie mit drei, vier festen Stampfern Akzente. Das Parkett vibriert.

„Erste Ideen physisch werden lassen ... – ohne genau zu wissen, wo es hingehen soll. Schauen, was der Rhythmus mit mir macht. Da bin ich momentan dran, und gerade das finde ich so spannend“, sagt Magdalena Weniger. Experimentierend tanzt und singt sie an diesem Vormittag in einem Studio des E-Werks, einem Freiburger soziokulturellen Zentrum.

### Zeitgenössischer Tanz, ein Aha-Erlebnis

Seit 2016 ist Magdalena Weniger freischaffende Sängerin, Performerin, Tänzerin und Produzentin. Als Freischaffende zu arbeiten, stand für sie nicht immer fest, Kunst zu machen schon. Mit sechs Jahren das erste Mal auf der Bühne, klassischer Gesangsunterricht in der Schulzeit und ein Kunst- und Musikpädagogikstudium in Freiburg. „Dann habe ich aber gemerkt, dass mir die Kunstvermittlung gar nicht mehr so wichtig ist wie das eigene Kunstschaffen“, erzählt die Künstlerin im Gespräch nach der Probe. Deswegen habe sie in Freiburg eine Ausbildung in TIP – Tanz, Improvisation und Performance – drangehängt. Zeitgenössischen Tanz kennenzu-

lernen, war für sie ein Aha-Erlebnis: „Ich habe erkannt, dass es nicht darum gehen muss, eine Arie oder einen Pop-Song besonders gut zu singen“, erklärt sie, „sondern dass ich mit meiner Stimme und mit meinem Körper umgehen kann, wie ich will.“

### Jumpstyle-Tanzen zu Jazz-Musik

In pastellgrüner Jogginghose mit drei weißen Streifen und grauem Oberteil hüpfte Magdalena Weniger auf dem linken Bein. Mit dem rechten Bein klickte sie im Freestyle abwechselnd ein paar Mal nach vorne, dann nach hinten. Im Kontrast zu der jazzigen Hintergrundmusik steht diese Jumpstyle-Technik, die üblicherweise zu der gleichnamigen Elektromusik getanzt wird, die 2007 durch den Song „The question is what is the question“ der Techno-Band *Scooter* bekannt wurde. Nach dem sportlichen Hüpfen geht die Performerin langsam durch den Raum. In einer Ecke setzt sie sich auf den Boden vor ein aufgeschlagenes DIN-A5-Heft, schnappt sich den daneben liegenden Kugelschreiber und notiert etwas, hält kurz inne und schreibt weiter.

„Alle drei Stunden fühle ich mich frei.“

Ideen finden, konzeptualisieren und umsetzen – Magdalena Weniger ist ihre eigene Chefin. Mit ihrem Label Koma und Ko produziert die Freiburgerin gemeinsam mit der Choreografin Linda Pilar Brodhag Performances und experimentelle Raum-Klang-Kunst für Bühnen und öffentliche Räume. „Ich mag die Vielfalt: die Arbeit am Schreibtisch und

im Studio“, so Magdalena Weniger. Wobei momentan ein wenig die Zeit für das Training fehle, für das Ausprobieren, bevor ein Projekt in Produktion geht. „Alle drei Stunden fühle ich mich frei, denn ich muss immer wieder Entscheidungen treffen.“ Um sich selbst finanzieren zu können, braucht es Struktur im Alltag, aber eben auch unternehmerisches Können. „Wie viel Geld brauche ich? Was muss ich dafür tun? Wie viele Workshops oder Gastspiele muss ich geben? Mit diesen Fragen muss ich mich auseinandersetzen“, sagt die 34-Jährige.

Magdalena Weniger sitzt auf ihren Fersen. Mit den Händen klopft sie zunächst sanft auf den Boden. Dann spannt sie ihre Arme und den Oberkörper an. Mit gestreckten Armen stößt sie die Handflächen fest und rhythmisch in den Boden. Ihr Oberkörper bewegt sich auf und ab. Bei jedem Stoß scheint es, als ob ihre Jazz-Scattings – Jazz-Improvisationen mit der Stimme – aus der Bewegung und aus dem Körper gedrückt werden. Dann steht sie auf und geht mit nach oben ausgestreckten Armen durch den Raum.

### Unter dem Joch der Förderwürdigkeit

Andere freischaffende Künstler\*innen haben zusätzlich ein pädagogisches Standbein. Magdalena Weniger hat sich dagegen entschieden. Sie ist zu hundert Prozent Kunstschaffende. „Dafür unterliege ich jedoch dem großen Joch, dass meine Projekte förderwürdig sein und gesellschaftliche Relevanz haben müssen“, sagt die Selbstständige, „ich kann mich nicht einfach mit dem Thema ‚Rhythmus‘ beschäftigen, nur weil ich mich dafür interessiere.“ Wie weit reicht dann die künstlerische Freiheit, wenn sich

Kunstschaffende an Förderkriterien orientieren, um an Geld zu kommen? Für die Künstlerin sei es eine Herausforderung, die eigene Integrität beizubehalten, sagt sie. Wenn sie kein Geld bräuchte, würde sie aber trotzdem alles genauso machen: „Es ist ein großes Glück, wenn die eigenen Interessen genau in das Förderschema passen.“ Und was nicht genau passt, muss dann eben ein wenig gedreht werden.

### 128.000 Euro für Tanz und Theater

Gefördert wurden Magdalena Wenigers Projekte bereits vom bundesweiten Fonds Darstellende Künste sowie von lokalen Kulturämtern. In Freiburg fördert das Kulturamt mit insgesamt 128.000 Euro jährlich Projekte freier Theater- und Tanzgruppen. Im Jahr 2021 gab es vom Kulturamt pandemiebedingt erstmalig eine Basisförderung, die nicht an Projekte gekoppelt war. Momentan plant das Kulturamt keine erneute projektungebundene Förderung. Für Magdalena Weniger wäre so eine finanzielle Basis jedoch der Idealfall: „Es wäre toll, wenn ich eine solche Förderung bekommen könnte“, sagt sie. Finanzielle Sicherheit kann eben auch Freiheit bedeuten.

Gegen Ende des zweistündigen Trainings tippt Magdalena Weniger auf ihrem Laptop, der auf einem brusthohen Regal in der Ecke steht. Musikalisches Cut von Jazz zu elektronischem Jumpstyle. Magdalena Weniger dreht die Musikanlage richtig auf, der Bass dröhnt. Sie geht in die Raummitte, hüpf nicht, tanzt keinen Jumpstyle, sondern steht still. Ihre Lippen bewegen sich langsam, aber man hört keinen jazzigen Ton von ihr – der Bass übertönt alles. Sich vom Rhythmus inspirieren zu lassen, kann manchmal ganz schön laut sein.

## Was bedeutet Freiheit für dich?

Manchmal wird Freiheit zur Sicherheit anderer eingeschränkt – an anderen Stellen wird sie lautstark eingefordert. In einer Zeit, in der Debatten über Corona-Maßnahmen und eine Impfpflicht emotional und kontrovers geführt werden, polarisiert der Begriff Freiheit. Anlass für uns zu fragen: Was kann Freiheit bedeuten? Wie kann sie sich anfühlen? Und wo können wir sie finden?

Wir sind der Sache auf den Grund gegangen. Von der Freiheit zu lernen bis zur Freiheit, frei zu lieben, vom Unfrei-Sein, physisch oder mental, bis zum selbstbestimmten freien Leben. Manche brauchen dafür einen Gleitschirm, mit dem sie durch die Lüfte fliegen, andere nichts weiter als das, was in einen Rucksack passt. Freiheit lässt sich im Rhythmus der Musik genauso finden wie in wissenschaftlicher und politischer Arbeit. Es erscheint unmöglich, die vielen Facetten des Begriffs zu ergründen – die Bilder und Texte in diesem Heft sollen wie Blitzlichter Einblicke und mögliche Antworten auf die großen Fragen nach Freiheit geben.

Die Studierenden des Master-Studiengangs Deutsch-Französische Journalistik: Marleen Beisheim, Lucia Bramert, Cyprien Durand-Morel, Camille Gagne Chabrol, Christina Genet, Nils Holtenstein, Astrid Jurquet, Vincent Meunier, Luise Mösle, Caroline Schneider

# „Fliegen wäre meine Superkraft“

Paragliding ist ein populärer Sport, der viele Menschen regelmäßig dem Traum vom Fliegen ein bisschen näher bringt. Der Freiburger Johannes Falkenstein ist einer von ihnen.



• von Lucia Bramert

„Oben in der Luft ist es ziemlich entspannt“, sagt Johannes Falkenstein. Der 22-Jährige ist ausgebildeter Paraglider und hebt regelmäßig weit vom Boden ab. Gerade sitzt er in einem Freiburger Café, die Füße fest am Boden, und nimmt gelassen kleine Schlucke seines Hafercappuccinos. „Gleitschirmfliegen ist gar nicht so extrem, wie man sich das vielleicht vorstellt“, fährt er fort. Optisch fügt sich der angehende Biologe gut in die Freiburger Studierendenszene ein: locker geschnittener Pullover, Jeans, Turnschuhe. Die dunkelblonden Haare fallen ihm in die Stirn, er spricht ruhig und zurückhaltend. Er lächelt. Das mit der Entspannung in großer Höhe kauft man ihm ab.

## Die Faszination vom Fliegen

Johannes' Fluggeschichte beginnt in seiner Jugend. Ganz in der Nähe seines Heimatorts in der Pfalz gibt es einen Flugplatz und eine Flugschule, die auch Fallschirmsprünge anbietet. An seinem 16. Geburtstag erfüllt sein Vater ihm den Wunsch, dort selbst einmal fliegen zu gehen. Er schenkt ihm einen Schnupperkurs, den die beiden zusammen machen. Mit Fliegen ist genau genommen Fallen gemeint: Die beiden springen aus dem Flugzeug – nur gebremst von ihren Fallschirmen. „Das Fliegen hat mich schon immer fasziniert“, sagt Johannes und fügt lachend hinzu: „Das wäre auf jeden Fall meine Superkraft, wenn ich mir eine aussuchen dürfte.“ Angefixt von den ersten Sprüngen, investiert er das Geld, das sein Großvater ihm für ein erstes Auto schenkt, in die Ausbildung zum Fallschirmspringer. Johannes springt in den folgenden Jahren etwa 50 Mal aus kleinen Flugzeugen, dann zieht er für sein Biologiestudium nach Freiburg.

Die Faszination vom Fliegen treibt nicht nur Johannes, sondern immer mehr Menschen in weite Höhen. Das Paragliding hat sich Ende der 1960er Jahre aus dem Fallschirmspringen entwickelt. Damals war das eine Sensation: Die Sportler flogen mit abenteuerlichen Fluggeräten von steilen Hängen los. Heutzutage gilt der Sport offiziell nicht mehr als Risikosport – im Gegensatz zu anderen Trendsportarten wie



Johannes kurz vor dem Start: „Schirm auslegen, Leinen richten, dann geht's los.“ FOTOS: PRIVAT/JOHANNES FALKENSTEIN

Basejumping: das Springen von Gebäuden, Brücken oder Felsvorsprüngen mit einem Fallschirm –, sondern ist ein populärer Flugsport, der viele Menschen erreicht. Im Deutschen Hängegleitverband sind mittlerweile knapp 40.000 Gleitschirmpiloten registriert. Pilotenausbildung und Vergabe der Lizenzen sind in Deutschland streng geregelt, ebenso wird die Sicherheit der Fluggeräte getestet und kontrolliert.

## Die Gleitschirmpilotenausbildung

Auch Johannes entscheidet sich 2019 für eine solche Gleitschirmpilotenausbildung. Er habe gemerkt, dass das Fallschirmspringen nicht genau das war, was er wollte. „Man ist dabei immer an irgendwas gebunden: das Flugzeug, den Piloten, die Ausrüstung“,

erklärt er. „Dazu der Umweltaspekt: pro Flug wird so viel unnötiges Kerosin verbraucht.“ Eigentlich will er 2019 eine mehrwöchige Reise mit seiner Freundin machen. Dann kommt Corona, und Johannes investiert das angesparte Geld in die Ausbildung. Eine Woche verbringt er mit einer Flugschule am Übungshang. Dort lernt er erstmal die Basics: Wie ist der Schirm aufgebaut? Wie zieht man ihn auf? Im Anschluss macht er direkt weiter. Beim Höhenflugkurs kann Johannes dann endlich „richtig“ fliegen. Nach 40 Höhenflügen erhält er die sogenannte A-Lizenz. Diese berechtigt ihn, alleine zu fliegen, von ausgewiesenen Start- zu ausgewiesenen Landeplätzen. Bei diesen Flügen ist Johannes etwa eine Viertelstunde in der Luft – je nach Ort, Flugroute und Wetterbedingungen.

## Alles, was man zum Fliegen braucht

Für knapp 3.000 Euro kauft Johannes bei der Flugschule sein eigenes Equipment: Gurtzeug, Schirm und Reserveschirm – sein Rettungsfallschirm, falls was schiefeht. Dazu einen Helm und einen Flugcomputer, der ihm zeigt, ob er sinkt oder steigt und wo gute Thermik ist – das ist warme Luft, die Paraglider für ihren Auftrieb nutzen. Am liebsten macht Johannes das sogenannte Hike and Fly: Dabei wird das Auto unten geparkt, man wandert den Berg hoch zum Startpunkt und fliegt von dort dann wieder runter. Die Ausrüstung ist entsprechend etwas leichter und kompakter. Außerdem kann man das Gurtzeug wenden und zum Rucksack umfunktionieren. Denn alles, was man zum Fliegen braucht, passt in einen großen Rucksack.

In der Umgebung von Freiburg gibt es einige offizielle Start- und Landeplätze: am Schauinsland, im Elztal, in den Vogesen. Oft muss man Mitglied bei den ortsansässigen Vereinen sein, um die Plätze nutzen zu dürfen. Oben angekommen, geht Johannes immer gleich vor: „Schirm auslegen, Leinen richten, dann geht's los“, erklärt er. „Das Gefühl beim Abheben ist krass. In dem Moment braucht man den vollen

Fokus, damit alles klappt. Alles andere blendet man aus.“ Die Worte sprudeln jetzt aus ihm raus: „In der Luft kann ich machen, worauf ich Lust habe. Man hört nur den Wind, ansonsten ist es ruhig.“ Für ihn bedeutet die Zeit in der Luft, Zeit zu haben, um einfach zu genießen und abzuschalten.

## Vertrauen in die Technik

Um mit dem Gleitschirm abheben zu können, muss aber wirklich alles stimmen. Je nach Startplatz sind die Windrichtung und das Wetter entscheidend: kein Regen, kein Nebel, weil das die Sichtweite einschränkt. In der Luft gibt es Vorfahrtsregeln, ähnlich wie im Straßenverkehr. Angst habe er keine, sagt Johannes: „Es gab einen Moment in der Ausbildung, da habe ich kurz Panik bekommen. Es war viel los in der Luft. Ich war im Thermikkanal, und plötzlich sehe ich mehrere Schirme auf mich zu fliegen. Da hatte ich Angst zu kollidieren.“

Im Jahr 2020 wurden in Deutschland 230 Unfälle von Gleitschirmpiloten gemeldet, vier davon endeten tödlich. Umgerechnet auf die Zahl der Gleitschirmflieger ist das Risiko für einen tödlichen Unfall in der Luft ähnlich hoch wie das im Straßenverkehr, nur dass man in der Luft die Gefahr selbst besser steuern kann. Johannes nimmt die Risiken in Kauf. Aber auch er musste lernen, dem Schirm zu vertrauen. „Bei einem meiner ersten Gleitschirmflüge saß ich im Sitz und habe so hochgeschaut, sehe die zwei Karabiner, an denen ich hänge, und dieses große Stück Stoff, da bin ich kurz nervös geworden“, erzählt er. Heute fühlt er sich sicher. „Ich habe volles Vertrauen in die Technik – warum auch immer“, sagt er und schmunzelt.

## Ein Gefühl von Freiheit

Johannes nippt an seinem Kaffee, behält die Tasse fest in der Hand. „Das Gleitschirmfliegen gibt mir ein Gefühl von Freiheit“, erklärt er, „ich bin da oben komplett allein und habe nur den Schirm. Plötzlich bin ich nicht mehr

auf dem Boden. Sonst ist man immer auf dem Boden.“ Johannes' Stimme ist eindringlicher geworden. Er stellt die Tasse ab, sein ganzer Körper spricht jetzt. Das Gefühl in der Luft sei wie das, was man auf einer großen, weiten Wiese hat: „Nur dass dann auch nach unten nichts ist. In alle Richtungen nichts.“ Freiheit in 3D sozusagen. Johannes' Sehnsucht ist spürbar. „Und wenn man dann landet, ist alles irgendwie gut.“

„Das Paragliding gibt mir die Möglichkeit, mir im Alltag kleine Momente der Freiheit zu schaffen.“

„Man ist immer abhängig von irgendwas. Ich habe Prüfungen, Deadlines, andere Verpflichtungen. Das gehört eben zum Leben dazu“, sagt Johannes. In ein paar Wochen gibt er seine Bachelorarbeit ab. Was danach kommt, weiß er noch nicht so genau. Vielleicht ein Praktikum, vielleicht irgendwann ein Masterstudium, sagt er. „Das Paragliding gibt mir die Möglichkeit, mir im Alltag kleine Momente der Freiheit zu schaffen.“

## Andere Möglichkeiten abzuschalten

Gerade ist Winter – die schlechteste Jahreszeit zum Gleitschirmfliegen. „Wenn ich jetzt im Moment könnte, würde ich direkt fliegen gehen.“ Kein Zweifel, dass er die halbleere Tasse ohne Zögern stehen lassen würde. Weil er momentan aber nur selten seiner Leidenschaft nachgehen kann, sucht er sich andere Möglichkeiten um abzuschalten: „Ich gehe gern wandern, raus in die Natur, um den Kopf frei zu bekommen.“

Sobald es geht, will Johannes weiter üben, viele Gleitschirmflüge machen, damit er irgendwann noch viel länger in der Luft bleiben kann. Mit der B-Lizenz, die er möglichst bald bekommen möchte, ist er nicht mehr an die vorgegebenen Landeplätze gebunden. Dann kann er so weit und so lange fliegen, wie er will.



Einfach die Füße baumeln lassen und die Aussicht genießen. „Oben in der Luft ist es ziemlich entspannt“, sagt Johannes.

# Über die Freiheit zu schreiben, ...

Der FREIEBÜRGER – Zeitungsproduktion zwischen Redaktion und Straße



Die beiden Redakteure Ekkehard Peters (links) und Oliver Matthes bei der Produktion einer neuen Ausgabe des FREIEBÜRGERs. FOTOS: LUISE MÖSLE

von Luise Möhle

Im Freiburger Stadtteil Stühlinger, hinter einem unscheinbaren Klingelschild, liegen die Redaktionsräume des FREIEBÜRGER – der einzigen Straßenzeitung der Stadt. Im zweiten Stock des alten Gebäudes sitzen Ekkehard Peters und Oliver Matthes konzentriert an ihren großen Bildschirmen. Die beiden Redakteure arbeiten an einer neuen Ausgabe des Magazins – sie schreiben Texte, bearbeiten Fotos, machen das Layout und kümmern sich um die Öffentlichkeitsarbeit. Jeden Monat produzieren die beiden gemeinsam mit ihrem Team eine Ausgabe.

## Geschichte einer Straßenzeitung

Seit 1998 berichten verschiedene Schreiber\*innen in der unabhängigen Straßenzeitung über Mietpreiserhöhungen und Wohnungsmangel, äußern sich zu Sport, Klimaschutz und Stadtpolitik und porträtieren Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Die Inhalte sind vielfältig und verändern sich, je nachdem, wer schreibt. Der Verein „Der FREIEBÜRGER e.V.“ wurde von ehemaligen Wohnungslosen und ihrem Umfeld gegründet. Ende der 1990er Jahre gab es in Freiburg ein Bettelverbot, erzählt Ekkehard Peters. Dadurch war es der Polizei erlaubt, Bettelnden bei einer Kontrolle all das Geld abzunehmen, das sie bei sich trugen. Daher stand bei der Gründung der Zeitung zunächst die Möglichkeit im Vordergrund, durch den Verkauf legal Geld zu verdienen. Ursprünglich produzierten die Herausgeber\*innen die Zeitung direkt auf der Straße, später in einem einzelnen Zimmerchen, heute bieten die Redaktionsräume ausreichend Arbeitsplätze.

### Weitere Infos zum Thema:

Auf der Internetseite des International Network of Street Papers (INSP): <https://insp.ngo/>

Oder bei der Redaktion des FREIEBÜRGERs: <https://www.frei-e-buerger.de/>

Zur Finanzierung der Miete erhält der gemeinnützige Verein einen Beitrag der Stadt Freiburg. Sonst trägt sich die Zeitung allein über die Zeitungsverkäufe, die Werbeeinnahmen und vor allem über Spenden. „Wir hätten es uns leichter machen können, aber wir haben gesagt, wir bleiben finanziell unabhängig“, sagt Oliver Matthes. Das sei wichtig, um auch in der journalistischen Arbeit unabhängig bleiben zu können. Denn die Zeitung ermöglicht den Verkäufer\*innen zum einen, legal Geld zu verdienen, soziale Kontakte zu knüpfen und ihren Tagesablauf zu strukturieren – vor allem eröffnet sie aber eine Möglichkeit, politische und soziale Probleme in der Stadt anzusprechen.

„Es gibt noch viel zu tun, und gerade hier bekommen wir viel Ungerechtigkeit mit. Aber wir tun mit der Zeitung auch unseren Teil, um darauf aufmerksam zu machen.“

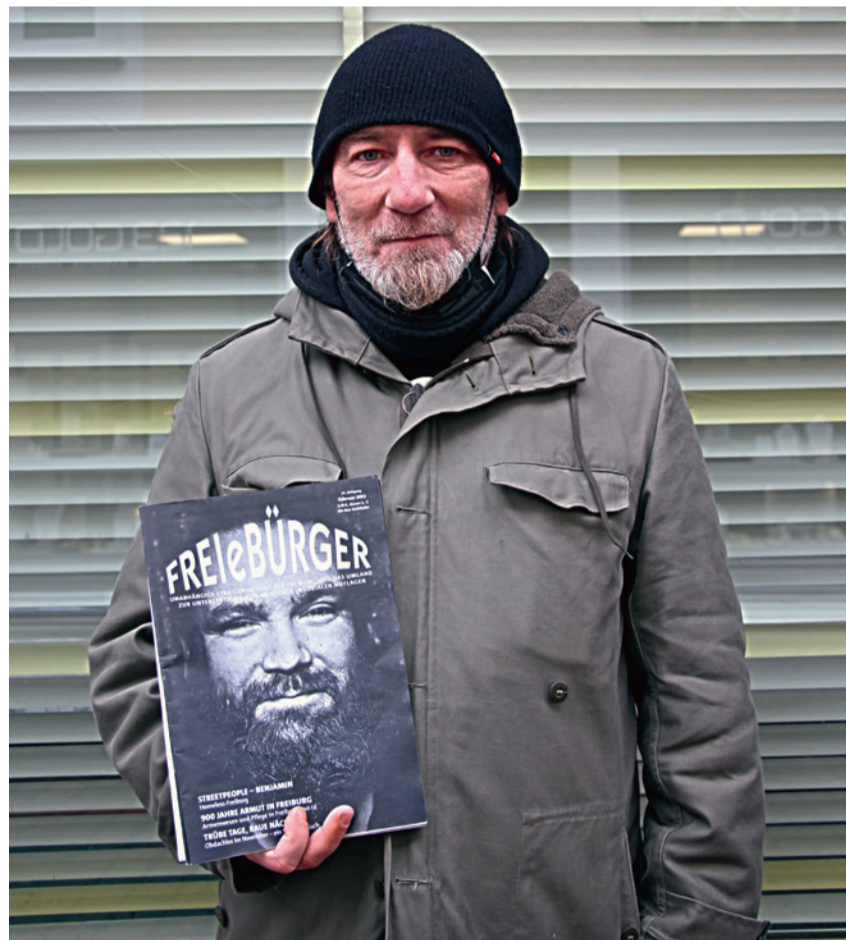
Oliver Matthes

Unter anderem diese Möglichkeit brachte die beiden Redakteure zu dem Magazin – und ließ sie bleiben. Oliver Matthes war Grafikdesigner, bis er genug von der Werbebranche hatte. Er verließ seinen Job und kam nach einer Reise über Griechenland nach Freiburg und später als Redakteur zum FREIEBÜRGER. Hier hat er das Schreiben für sich entdeckt und veröffentlicht hin und wieder auch selbst Beiträge in der Zeitung. Außerdem kümmert er sich um die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins. „Am Ende geht es darum, was dir im Leben wichtig ist. Freiheit oder viel Geld und Burnout“, kommentiert er seinen beruflichen Wechsel.

Sein Kollege Ekkehard Peters kam vor 20 Jahren nach Freiburg. Hier lebte er zunächst in einer Wagenburg und war als Verkäufer des Magazins tätig. Später kam er in die Redaktion und gestaltet seit 2019 als Grafikdesigner

das Layout der Zeitung. Mit ihren Kollegen Carsten Kallischko, Harry Bejol und Karsten Koeleman stemmen sie die Hauptarbeit in der Redaktion. Allerdings sind sie auch immer wieder

kannst kreativ sein, wie du möchtest“, sagt Ekkehard Peters. Wenn nötig, gibt es Unterstützung und Rückmeldung – bis ein Text auf die Beine gestellt ist, der veröffentlicht werden kann.



Karsten Koeleman ist Verkäufersprecher des FREIEBÜRGERs. Er vermittelt Verkaufsplätze und Magazine an Verkäufer\*innen. Außerdem verkauft er selbst und arbeitet in der Redaktion.

auf freiwillige Gastarbeiter\*innen angewiesen, die Themen in das Magazin einbringen wollen. „Wir fänden es schön, wenn mehr Menschen bei uns schreiben würden“, sagt Oliver Matthes. Das könne die Zeitung interessieren machen und die Redaktion entlasten. Wer schreiben möchte, könne dies hier tun, egal mit welcher Vorerfahrung. Bestimmte Themen, Formate oder Standards sind nicht vorgegeben, Eigeninitiative ist dafür sehr willkommen. „Hier kannst du Ideen reinbringen, die kommen an. Du

## Freiburg aus anderen Perspektiven

Einige Formate haben sich allerdings bewährt und belegen seit längerem einen festen Platz im Magazin. Harry Bejol portraitiert jeden Monat unter dem Titel „Street People“ eine Freiburger Persönlichkeit – mal von der Straße, mal aus der Bahnhofsmision oder der Gastronomie. Carsten Kallischko hat das 900. Stadtjubiläum zum Anlass genommen, die Geschichte Freiburgs aus einer anderen Perspektive zu erzählen. Er schreibt

in jeder Ausgabe einen Beitrag zu dem Thema „900 Jahre Armut in Freiburg“.

„Es sind unsere Perspektiven, die zu wenig berücksichtigt werden“, sagt Ekkehard Peters. Das sei nicht nur in normalen Zeitungen so, sondern ein grundsätzliches gesellschaftliches Problem, meint auch Oliver Matthes: „Es gibt noch viel zu tun und gerade hier bekommen wir viel Ungerechtigkeit mit. Aber wir tun, mit der Zeitung auch unseren Teil, um darauf aufmerksam zu machen.“ In seiner über 20-jährigen Geschichte habe sich der FREIEBÜRGER gut etabliert. Mit einer Auflage von circa 5.000 Exemplaren pro Ausgabe gehört er fest zum Stadtbild und hat eine beständige Leser\*innenschaft. „Sehr viele ältere Menschen lesen uns regelmäßig und freuen sich, dass endlich einmal jemand den Mund aufmacht“, sagt Oliver Matthes.

## Straßenzeitungen in Deutschland

Circa 40 verschiedene Straßenzeitungen gibt es in Deutschland. Die größten, wie beispielsweise der Trottwar, der in Stuttgart verkauft wird, haben Auflagen von über 30.000 Exemplaren pro Ausgabe. In Berlin gehört die motz zum Stadtbild, in Düsseldorf wird das fiftyfifty angeboten, in München das BISS Magazin. Manche werden ausschließlich von Wohnungslosen vertrieben. Bei anderen, wie beim FREIEBÜRGER, müssen die Verkäufer\*innen nicht unbedingt ohne Obdach sein, um die Zeitungen verkaufen zu können. Alle Menschen in finanziell schwierigen Situationen, seien sie Rentner\*innen, Menschen, die Grundsicherung beziehen oder Studierende, können sich durch den Verkauf bis zu 450 Euro monatlich dazuverdienen, erklären die Redakteure das Prinzip ihrer Straßenzeitung. Die Verkäufer\*innen teilen sich ihre Arbeitszeit und ihren Arbeitsaufwand selbst ein. Nur bei der Wahl der Verkaufsorte sprechen sie sich mit den Betreiber\*innen der Läden oder Cafés ab, vor denen sie verkaufen.

## Verkäufer\*innen und Redaktion

Das Redaktionsteam arbeitet dabei eng mit den Verkäufer\*innen zusammen. Für die Vermittlung zwischen Redaktion und Verkäufer\*innen ist Karsten Koeleman als Verkäufersprecher zuständig. Die meisten bei der Zeitung kennen sich aber persönlich. „Am schönsten ist es natürlich, wenn Menschen, die lange arbeitslos waren, sich durch den Verkauf wieder eine Routine erarbeiten“, erzählt Ekkehard Peters. Manche können sich auch wieder auf eigene Beine stellen – in eine Wohnung ziehen, unabhängig von Sozialleistungen werden.

Dadurch sei die Arbeit fast immer befriedigend, meint Oliver Matthes. „Hier komme ich mit Menschen in Kontakt, das kannst du mit Geld nicht bezahlen.“ Neben ihren bezahlten Stunden arbeiten die beiden Redakteure viel ehrenamtlich. „Du wirst hier kein Millionär werden“, sagt Ekkehard Peters. Dafür habe der Job noch andere Vorteile. Er schätzt, dass er seine Zeit frei einteilen kann und so auch Zeit für die Familie bleibt. Und in der Redaktion herrsche ein Klima des gegenseitigen Verständnisses – egal, welche Probleme aufkommen, die Zusammenarbeit funktioniere gut, ganz ohne Hierarchie. Vor allem betont Oliver Matthes aber: „Hier habe ich die Freiheit zu schreiben, worüber ich schreiben möchte.“

# ... worüber man schreiben möchte

# Wissenschaftsfreiheit – wer bezahlt unsere Forschung?

Die Forschung an Universitäten wird zu großen Teilen mit öffentlichen Geldern finanziert. Trotzdem besitzen oft private Verlage die Rechte an den Veröffentlichungen.

• von Vincent Meunier



Auf dem Prinzip der Wissenschaftsfreiheit beruht die Forschung. An der Universität läuft das zum Beispiel so ab: Professor\*innen untersuchen ein Phänomen und bereiten die Ergebnisse auf, andere Forscher\*innen aus dem gleichen Feld überprüfen, ob die Arbeit wissenschaftlichen Standards entspricht – das sogenannte „Peer Review“ –, und am Ende publiziert eine wissenschaftliche Zeitschrift die Ergebnisse. So schreitet die Forschung voran: Kolleg\*innen an anderen Einrichtungen können dann auf die Ergebnisse Bezug nehmen, sie kritisieren oder die Forschung nach eigenem Ermessen weiterführen. Das gilt im Prinzip sowohl für Naturwissenschaften als auch für Geisteswissenschaften. Außerhalb des akademischen Ökosystems bedienen sich Nichtregierungsorganisationen (NGOs) oder politische Institutionen an den Ergebnissen, um ihren Forderungen und Maßnahmen ein wissenschaftliches Gerüst zu geben.

Allerdings verändert sich dieser Ablauf auch ständig. Beispielsweise sind Doktorarbeiten für eine Karriere an der Universität immer noch de rigueur. Im Falle einer Publikation geben in den meisten Fällen private Verlagshäuser diese Arbeiten heraus. Doch warum wird dieser Schritt an private Unternehmen ausgelagert, wenn die Forschung selbst an öffentlich finanzierten Universitäten geschieht? „Früher wurde das damit gerechtfertigt, dass die Verlagshäuser zusätzliche Leistungen beisteuern, Korrektur lesen zum Beispiel, aber mein Manuskript haben sie genauso, wie ich es eingereicht habe, in den Druck geschickt“, sagt Harald Hillgärtner. Die Doktorarbeit des Medienwissenschaftlers über die Medientheorie des Computers ist 2008 unter einer Creative Content Lizenz im Internet erschienen, aber das ist nicht die Norm: „Ein Kollege von mir musste Gebühren zahlen für den Druck und zusätzlich seine Rechte an dem Buch aufgeben“, sagt Hillgärtner. Insofern, findet er, ist der Weg über die privaten Verlagshäuser zumindest in seinem Fach heute größtenteils überflüssig. Zumal die Digitalisierung neue Möglichkeiten eröffnet.

Dass Nutzungsrechte wissenschaftlicher Werke in privater Hand liegen, kann die Forschungsarbeit erschwe-

ren. Universitätsbibliotheken bieten Zugriff auf viele Werke, müssen diese aber eben von Verlagen in Papierform kaufen oder für die digitale Nutzung lizenzieren lassen. Die Universitätsbibliothek Freiburg gibt im Internet an, dafür bisher knapp fünf Millionen Euro verwendet zu haben.



Dr. Harald Hillgärtner

Das begrenzte Budget führt dazu, dass Bibliotheken abwägen müssen und die Auswahl der Quellen in der Recherche beschränkt ist. Gegen diesen Zustand gibt es in Deutschland schon seit längerem eine Bewegung großer Wissenschaftsinstitutionen, an der sich unter anderem die Max-Planck-Gesellschaft, die Hochschulrektorenkonferenz und der Wissenschaftsrat beteiligen. Der Zusammenschluss hat sich schon 2003 zum Ziel gesetzt, wissenschaftliche Publikationen im „Open Access“-Modell zu fördern, sie also im Internet frei verfügbar zu machen. Zu diesem Zweck fördern viele Unterzeichner\*innen und auch Universitäten nun Forscher\*innen, die ihre Werke so publizieren.

## Publizieren auf anderem Wege

Es gibt also schon länger Alternativen zu privaten Verlagshäusern, bei denen auch Schwergewichte der deutschen Forschung mitwirken. Und auch international gibt es gut vernetzte Initiativen wie den Zusammenschluss

„cOAlition S“, der auch von der Europäischen Kommission unterstützt wird. Wieso haben die Verlagshäuser also weiterhin eine so gute Verhandlungsposition? Oft organisieren sie den „Peer Review“-Prozess, und das Gütesiegel eines bekannten Magazins ist für Forscherkarrieren noch immer ausschlaggebend. Dieses Siegel lassen sich die Magazine teuer bezahlen. Das bekannte Fachmagazin Nature hat sich zwar 2021 bereit erklärt, Artikel im Open Access zur Verfügung zu stellen, allerdings verlangt der Verlag hierfür eine Vorabgebühr. Die Kosten wurden also einfach vor die Publikation verschoben. Ganz so leicht geben die Verlagshäuser ihre Position nicht auf. Trotzdem haben 2021 zwei deutsche Studien gezeigt, dass die Zahl der frei zugänglichen Veröffentlichungen in Deutschland ansteigt, wenn auch die etablierten Verlagshäuser weiterhin dominieren.

## Quellensuche mit Hindernissen

Ein weiteres Problem ist die Umständlichkeit, auf die gewollten Inhalte zugreifen zu können: Immer wiederkehrende Anmeldung oder Downloads mit beschränkten Seitenzahlen – wer eine vollständige PDF-Datei sucht, muss sich oft erst durchs Bürokratie-dickicht kämpfen. Um den Suchprozess zu erleichtern, empfiehlt die Uni Freiburg die Browsererweiterungen „Unpaywall“ oder „Open Access Button“, die den Suchprozess vereinfachen, indem sie frei zugängliche Werke in einer Datenbank sammeln.

„Die privaten Verlagshäuser interessieren sich nicht dafür, die Forschung voranzubringen, sie interessieren sich fürs Geldmachen.“

Für andere Werke greifen Studierende oft auf Internetseiten zurück, auf denen diese Werke illegal hochgeladen werden. Ein Beispiel hierfür ist die russische Seite Sci-Hub, die angibt, dass sie mehr als 48 Terrabyte an akademischer Literatur besitzt. Unter anderem eines der größten amerikanischen Verlagshäuser für akademische Literatur, Elsevier, hat die Seite deswegen schon verklagt und Recht bekommen – nur hat das wenig geändert, da die Server der Seite außerhalb des amerikanischen Rechtsraums stehen. „Natürlich ist das nicht legal – aber ich bin eben auch dagegen, dass private Fachzeitschriften mit den Ergebnissen der öffentlich finanzierten Forscher\*innen Geld verdienen“, sagt Karl Schuhmann. Der 26-jährige schreibt an der Uni Freiburg seine Masterarbeit in Bioinformatik und findet, dass die eigentlichen Schöpfer der Erkenntnisse, die Wissenschaftler\*innen, auch ohne diese Unternehmen auskommen würden: „Die privaten Verlagshäuser interessieren sich nicht dafür, die Forschung voranzubringen, sie interessieren sich fürs Geldmachen.“



# Selbst sind die Schüler

Abgabefristen, Noten, Leistungsdruck: Für manche Schulsystem nicht geeignet. Einige suchen sich

• von Astrid Jurquet

An diesem Dienstag endet der Mathematikunterricht für die Abiturklasse um elf Uhr. Snacks essend verlassen die acht Schüler\*innen den Raum. Ihre Pause können sie aber nicht auf dem Schulhof verbringen – es gibt nämlich keinen.

## Vorbereitung auf das „Schulfremdenabitur“

Die Schüler\*innen gehören nicht zum öffentlichen Schulsystem. Sie sind Mitglieder des Vereins „methodos“, der ihnen den Rahmen bietet, sich ungefähr 20 Stunden pro Woche auf das sogenannte Schulfremdenabitur vorzubereiten. „Schulfremd“, weil methodos eben keine Schule ist, sondern eine Schülerinitiative, die jedes Jahr ein knappes Dutzend neue Teilnehmer\*innen willkommen heißt. Sie bewerben sich mit einem Motivations schreiben, das Zeugnis spielt keine Rolle.

Besonders an dieser Initiative ist vor allem, wie sie sich organisiert: Lehrkräfte einstellen, Räume suchen, weil der Verein über kein eigenes Gebäude verfügt, Miete zahlen, Öffentlichkeitsarbeit leisten – dafür sind alle Schüler\*innen verantwortlich. „Es ist wirklich eine Herausforderung, vor allem die ersten paar Wochen“, erzählt Amelie Albrecht, 21, Schülerin bei methodos. „Am Anfang ist es viel unglamouröser, als man denkt.“

## Eigeninitiative und Selbstverantwortung

Die meisten ihrer Mitschüler\*innen sind um die 20 Jahre alt und haben unterschiedliche Hintergründe. Einige haben vorher eine Ausbildung gemacht, andere haben schon gearbeitet. Was sie bei methodos antreibt, ist, dass hier auf Eigeninitiative und Selbstverantwortung Wert gelegt wird. Das könne zwar Druck und Stress bringen, aber auch Freiheit, sagt Amelie Alb-

recht: „Du kannst entscheiden, wann du Unterricht hast. Deswegen fangen wir nie um sieben Uhr an!“, fügt sie lachend hinzu.

Die Aufgaben für den Verein sind Pflicht, damit die Organisation funktionieren kann. Hausaufgaben sind aber freiwillig und eine Anwesenheitspflicht im Unterricht gibt es nicht: Selbstständigkeit ist hier das Motto. Dabei sind die Schüler\*innen auch frei, ihrem eigenen Rhythmus beim Lernen zu folgen. Das Abitur bereiten sie durchschnittlich in zwei bis drei Jahren vor. Das lasse genug Zeit, „um herauszufinden, was dir wichtig ist“, sagt Amelie Albrecht. Das wisse sie zu schätzen: „Wenn du wirklich das machst, was du machen möchtest, ist es viel leichter zu lernen und Spaß am Beruf zu haben.“



Amelie Albrecht, Schülerin bei methodos. FOTO: PRIVAT

Nach einem 20-minütigen Weg aus der Innenstadt sind die Schüler\*innen beim Raum für den Geschichtsunterricht angekommen: dem Linken Zentrum Freiburg im Stadtviertel Wiehre. Hier hängt keine Tafel, das Schulmaterial wird einfach an die Wand projiziert. Die Schüler\*innen nehmen auf unterschiedlich aussehenden Stühlen und abgenutzten Sesseln Platz und





Eine Unterrichtsstunde bei methodos. FOTO: METHODS

## er\*innen

Manche Schüler\*innen ist das öffentliche Alternativen wie bei dem Verein „methodos“.

versuchen dabei, einen Kreis zu bilden. Rundherum liegen Flyer, linke Zeitungen und Bücher über soziale Bewegungen. Im Raum bewegen sich die Schüler\*innen frei, um zum Beispiel zu telefonieren oder sich ein Getränk aus dem Kühlschrank hinter der Theke zu holen.

### Flache Hierarchien

Auch der Unterricht selbst sieht anders aus als in öffentlichen Schulen. Hauptunterschied ist der Versuch, auf Hierarchie zu verzichten. Lehrkräfte und Schüler\*innen duzen sich und keine\*r muss sich melden, um zu Wort zu kommen. Diese Bemühungen um Interaktion und dass die Gruppen nur aus wenigen Schüler\*innen bestehen ermöglichen ein persönliches Verhältnis zwischen allen. Dies führt zu einer guten Gruppendynamik, obwohl jede\*r für sich eigenständig lernt.

„Man muss doch alle Kinder abholen können, ohne freie und 'normale' Schulen gegenüberstellen zu müssen.“

Die Lehrer\*innen verteilen auch keine Noten. Deswegen müssen die Schüler\*innen am Ende ihrer Vorbereitungszeit in jedem einzelnen Fach eine Prüfung schreiben, um ihr Abitur zu bekommen. Ihre Tagesform bei den Prüfungen spielt daher eine wichtigere Rolle für ihre Abinote als für Schüler\*innen öffentlicher Schulen, bei denen auch Leistungen aus dem Unterricht mit einfließen.

### Eine Alternative zum öffentlichen Schulsystem

Das Konzept von methodos erscheint manchen Schüler\*innen trotzdem attraktiv, vor allem denen, die sich im öffentlichen Schulsystem nicht wohl fühlen: „Ich habe mich sehr

schwergetan, Dinge zu lernen, wenn ich nicht verstehe, warum ich das lernen muss“, berichtet Amelie Albrecht, die fast ihr ganzes Schulleben in „freien Schulen“ – also Schulen in freier Trägerschaft – verbracht hat.

Doch auch wenn solche Alternativen zum öffentlichen Schulsystem sich als inklusiv bezeichnen, lassen die anfallenden Studiengebühren am freien Zugang zweifeln: Beim Verein methodos müssen die Schüler\*innen durchschnittlich 150 Euro im Monat ausgeben, was im Vergleich zu freien Schulen noch „günstig“ sei, bedauert Amelie Albrecht. „Deswegen muss sich ja was ändern!“, fordert sie: „Nur Leute aus der mittleren Oberschicht können sich das leisten. Freie Schulen und Schülerinitiativen wie methodos sollten genauso gefördert werden wie normale Schulen.“

### Keine Lösung für alle

Diese Alternativen seien allerdings keine Lösung für alle. „Für manche ist es das perfekte System, für andere nicht“, sagt Amelie Albrecht, die das bei ihrer eigenen Zwillingsschwester erlebt hat: „In der freien Schule hat sie sich schwer getan, sie hat sich am Anfang nicht ausgefüllt gefühlt.“

Ihre Schwester ist trotzdem auf der freien Schule geblieben, weil ihre Eltern Angst hatten, eine Hierarchie könnte zwischen den Schwestern entstehen, wenn die eine in einer öffentlichen und die andere in einer freien Schule lernen würde. Freie Schulen würden sozial als minderwertig betrachtet, findet Amelie Albrecht. Sie will in ihrem zukünftigen Berufsleben ein neues Konzept einer freien Schule entwickeln, um etwas daran zu ändern: „Man muss doch alle Kinder abholen können, ohne freie und 'normale' Schulen gegenüberstellen zu müssen.“

Zuerst muss Amelie Albrecht aber ihr Arbeitsblatt für den Geschichtsunterricht fertig machen. Die Aufgabe ist zwar keine Pflicht, aber „wenn man gar nichts macht, bringt es auch nichts“, sagt die Schülerin lächelnd.

# „Damit wirklich die Uni für alle mitgedacht wird“

## Wie frei kann ich mit Neurodiversität oder einer chronischen psychischen Erkrankung studieren?

von Nils Hollenstein

Josefine Morgan studiert Politikwissenschaft im Master an der Uni Freiburg und ist Mitgründerin der Arbeitsgruppe (AG) Mental Health, die seit dem Wintersemester 2019/20 am Referat Studierend ohne Hürden (SoH) des Studierendenrates (StuRa) angesiedelt ist. Ein Gespräch über die Arbeit für psychische Gesundheit sowie Rechte und (Un-)Freiheiten von neurodiversen und psychisch erkrankten Studierenden.

**Nils Hollenstein: Die Arbeit an Begriffen scheint ein wichtiges Element des Themas zu sein: Bei Euch in der AG spricht ihr einerseits von der „neurodiversen Community“, andererseits von „Menschen mit psychischer Erkrankung“. Kannst du genauer sagen, was jeweils darunter zu verstehen ist?**

**Josefine Morgan:** Unter psychischer Krankheit verstehe ich einen akuten oder chronischen Zustand, der teilweise auch lebensbedrohlich sein kann und vielleicht eher negativ ist. Wer mit einer chronischen psychischen Erkrankung lebt, kann trotzdem sagen: Sie ist aber Teil von mir und ich lebe mit ihr und bin stolz darauf, das zu

eine Klausur mit 300 anderen Menschen in einem Raum schreiben muss, sondern dass man die Möglichkeit hat, abgesprochen seine Studien- oder Prüfungsleistung in einem kleineren Rahmen zu erbringen. Ganz anders für die Person mit ADHS, die vielleicht Schwierigkeiten hat, die Klausur in 60 Minuten abzuschließen und dann länger braucht.

**Ihr habt auf Instagram einen Post über den Nachteilsausgleich gemacht, der im letzten Wintersemester manchen Studierenden verwehrt wurde ...**

Es gibt einen bundesweiten juristischen Beschluss, der auch leider im Sommer wieder bestätigt wurde: Menschen mit chronischen psychischen Erkrankungen oder ADHS können Schwierigkeiten bekommen, einen Nachteilsausgleich zu beantragen. Das heißt zum Beispiel konkret, dass wir eine Person hatten, die braucht 30 Minuten länger bei einer Klausur, weil sie Schwierigkeiten hat, ihre Aufmerksamkeit zu bündeln. Jetzt hat diese Person nicht mehr den Nachteilsausgleich bescheinigt bekommen, weil im Rückgriff auf diese rechtliche Ordnung gesagt wird: Aber man prüft ja sozusagen Aufmerksamkeit und Konzentration – und anscheinend ist die Person nicht gut darin, konzentriert zu sein.



Inskript von Ugo Guarino auf dem ehemaligen Psychatriegelände Opp di San Giovanni in Triest: „Die Freiheit ist therapeutisch“. FOTO: PRIVAT

schaffen. Aber grundsätzlich sind zum Beispiel Depressionen oder Essstörungen ja auch große Herausforderungen, die ein erfülltes Leben schwieriger machen. Deswegen die Abgrenzung zwischen Krankheit und Neurodiversität: Manchmal werden ja auch zum Beispiel das Autismus-Spektrum und ADHS (Anm. d. Red.: Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung) als Krankheiten bezeichnet – das würde ich aber so nicht sehen. Das sind keine negativen Zustände, sondern das ist sozusagen eine Verortung in einem neurologischen Spektrum, auf dem jede\*r irgendwo verortet ist. Und ich glaube, Menschen, die mit Autismus oder ADHS leben, muss es nicht an etwas fehlen. Vielleicht brauchen sie manchmal Support, weil sie einfach die Welt durch eine andere Linse sehen als viele andere Menschen, aber dafür haben sie andere Talente oder Schwerpunkte.

**Wie würdest du Barrierefreiheit im Sinne von psychischen Erkrankungen und Neurodiversität auffassen?**

Es ist ein sehr komplexes Thema, weil jede psychische Krankheit, jede Neurodiversität ja ein bisschen einen anderen Bedarf hat. Für Menschen mit Angststörung zum Beispiel könnte das heißen, dass die Kamera in Zoom zeitweise oder länger ausgeschaltet bleiben kann. Oder dass man nicht

**Ihr hattet kritisiert, dass die Rechtsgrundlage dafür ziemlich veraltet sei und es inzwischen eine neue gebe ...**

Meiner Ansicht nach ist sie veraltet, weil wir seitdem unter anderem die UN-Behindertenrechtskonvention haben. Und unter diese Konvention fällt auch ein expliziter Schutz für Menschen mit chronischer psychischer Erkrankung und Neurodiversität.

**Gab es seit der Gründung der AG Fortschritte an der Uni?**

Wir haben noch nicht genug Zeit und Gelegenheit gehabt in die Uni hineinzuwirken. Ich nehme schon positiv wahr – aber das ist stark durch Covid bedingt –, dass psychische Gesundheit öfter thematisiert wird.

**Gab es auf der anderen Seite Verschlechterungen? Zum Beispiel bei der Beauftragtenstelle?**

Das war ja schon immer ein schwieriger Zustand. Also, wir haben eine Beauftragte für Studierende mit chronischer Erkrankung und Behinderung, die eigentlich super notwendig ist, weil auch das wieder ein großes Problem an der Universität ist: Viele wissen gar nicht, worauf sie Anspruch haben. Die ehemalige Beauftragte hat das langjährig gemacht und ich glaube, auch lange damit gerungen, diesen 100- bis



Josefine Morgan. FOTO: PRIVAT

150-Prozent-Job auf einer 50-Prozent-Stelle zu machen. Es war sehr enttäuschend, dass die Universität trotz unserer Ausführungen die Stundenzahl nicht erhöht hat. Wir haben jetzt eine neue Beauftragte, mit der das Arbeiten sicher toll wird, aber ich sehe immer noch das Problem, dass die Beauftragten gar keine nachhaltigen Strukturen aufbauen können, zum Beispiel, dass sie nicht bei viel mehr Universitätsgremien dabei sein können, damit wirklich die Uni für alle mitgedacht wird. Aber dafür ist einfach die Zeit nicht da. Die Zeit reicht gerade, dass man akute Fälle irgendwie in Eins-zu-Eins-Gesprächen behandelt. Und das ist, finde ich, kein schöner Zustand.

**Welche konkreten Beratungs- oder Unterstützungsangebote gibt es hier an der Uni?**

Sehr gut und kompetent ist das psychotherapeutische Beratungszentrum des Studierendenwerks, wo man innerhalb einer Woche oft schon einen Termin bekommt, oder man geht in die offene Sprechstunde. Das ist quasi eine Therapiesitzung, in der man eigentlich alles thematisieren kann. Bürokratiearm und einfach sehr hilfreich und schnell. Wenn man sich wirklich für Nachteilsausgleiche interessiert oder Support in der Uni braucht, dann ist die Beauftragte für Studierende mit Behinderung oder chronischer Erkrankung die richtige Person. Es gibt noch das relativ neue Projekt „Studis helfen Studis“, auch angesiedelt bei ihr. Und wir begreifen uns in der AG Mental Health zwar nicht als Selbsthilfegruppe, aber unsere Treffen sind immer ein Ort, wo auch viel über psychische Gesundheit und Erkrankungen geredet wird.

### Beratungsstellen

Studierendenwerk Freiburg (SWFR), Psychotherapeutische Beratung:  
Rosa Meyer  
0761 2101-269  
r.meyer@swfr.de

Beauftragte für Studierende mit Behinderung oder chronischer Erkrankung:  
Solveig Roscher  
0761 203-67380  
solveig.roscher@zv.uni-freiburg.de

Referat Studieren ohne Hürden (StuRa):  
Zeno Springsklee, Mona Zeuner  
referat-soh@stura.org

# „Was bedeutet es eigentlich für dich, mit mir in einer Beziehung zu sein?“



Zu einem Liebespaar gehören immer zwei, oder? Manche Menschen leben ihre romantischen Partnerschaften allerdings anders.

von Christina Genet

„Ich war ein bisschen sauer auf Liebesfilme“, erinnert sich Daniela, wenn sie an den Anfang ihrer Beziehung denkt. Denn die dort gezeigten romantischen Zweierbeziehungen ließen die 26-Jährige eher ratlos zurück. Sie ist seit zwei Jahren mit einem Mann zusammen, der noch eine andere Frau liebt. Nach einer ersten längerfristigen exklusiven Beziehung mit ihm und einer mehrjährigen Trennung war beiden klar: „Wir empfinden nicht nur Freundschaftliches füreinander, sondern mehr“, erzählt sie. Bloß hatte er inzwischen noch eine andere Frau in seinem Leben. „Es geht nicht darum, dass er sie oder mich nicht mehr will, sondern darum, dass er auch jemand anderen begehrt“, erklärt Daniela. Es sei für sie keine Option gewesen, eine Beziehung hinter dem Rücken der Freundin ihres Partners zu führen. So entstand die Idee der Polyamorie, ein Mehrfachbeziehungsmodell, in dem jegliche Partnerschaften möglich sind und unter allen Beteiligten kommuniziert werden.

Luisa ist seit vier Jahren mit Leon\* zusammen. „Andere würden es als Beziehung bezeichnen, wir wollen es aber nicht so labeln“, erklärt die 23-Jährige. In Luisas Leben gibt es außerdem noch Max\*, ihren zweiten Partner. Nach fast einem Jahr exklusiver Monogamie haben Luisa und Leon beschlossen, ihr Beziehungsmodell zu öffnen. Was erst eine offene Beziehung war, entwickelte sich zu einer offenen polyamoren Beziehung. Darunter versteht man sowohl mehrfache feste als auch kurzfristige Partnerschaften, in der offenen Beziehung hingegen gibt es nur eine feste, nicht-exklusive Partnerschaft. Mit Max gehe es Luisa hauptsächlich um das Jetzt: „Mir ist wichtiger, dass es schön ist, als dass es lange hält.“ Mit Leon hingegen stelle sie sich bereits eine konkretere Zukunft vor.

## Vielfältige Beziehungsmodelle

Zwei unterschiedliche Beziehungen, zwei Formen der Polyamorie. Das ist jedoch nur ein Bruchteil des Spektrums der Mehrfachliebe und ihrer Beziehungsmodelle. Stefan Ossmann ist Sozialwissenschaftler und Lektor an der Universität Wien und hat in seiner Dissertation die mediale Darstellung im Vergleich zur Eigenwahrnehmung von Polyamorie untersucht. In einem Definitionsentwurf bezeichnet er Polyamorie als eine „konsensuale Beziehung zwischen mehr als zwei Personen, auf der Basis von Liebe und intimen Praktiken über einen längeren Zeitraum hinweg“.

„Es ist viel Arbeit und viel Kommunikation“, erzählt Daniela. Diese Form der Beziehung bedeute für sie auch, sich gut organisieren zu müssen, um einzuteilen, wo und wann sie ihren Partner sehen kann. Zudem entwickle sich die Beziehung immer weiter, sie „ist kein fertiges Konstrukt“. Dabei sei es wichtig, durchgehend auf die Bedürfnisse der anderen zu achten, betont Daniela.

Im Gespräch bleiben und sich austauschen – auch für Luisa sind das wichtige Grundlagen in einer Mehrfachliebe. Auf ihrem Instagram-Account @luisactivist befasst sie sich gerne mit dem Thema und dekonstruiert



Liebe zu dritt.  
FOTO: CHRISTINA GENET

viele Vorurteile über Polyamorie. Insbesondere bezüglich der anderen Partner\*innen sei Transparenz sehr wichtig, erklärt sie: „Es geht nicht um das rein Sachliche, sondern auch darum, die Freude des anderen mitzubekommen.“ Dadurch könne Nähe innerhalb der Beziehung gefördert werden. „Wenn dein Partner diese Aufregung mit dir teilt, fieberst du bei seinem Date fast schon irgendwie mit“, sagt Luisa.

Begriff Beziehung wird selten definiert. So werden Liebesbeziehungen automatisch als monogam und exklusiv verstanden. Das ist allerdings nicht immer so gewesen.

## Liebe damals und heute

In seinem Buch „Wie wir lieben. Vom Ende der Monogamie“ befasst sich der Journalist Friedemann Karig mit der

„Mit der Sesshaftigkeit veränderte sich alles“, schreibt Karig. Menschen lebten nun in direkter Konkurrenz zueinander, wodurch Konzepte wie Eigentum, sozialer Status und die Idee von „arm“ oder „reich“ entstanden. „Die lebenslange Treue zu einem Menschen ist also einerseits eine kulturell-evolutionäre Strategie, wie man als sesshafte Spezies am besten das Land bestellen konnte“ und andererseits „ein effektives politisches Steuerungsinstrument“, erklärt Karig. „Denn je größer die Gesellschaften, desto wichtiger die Kleinfamilie [...] als kleinste, starke Einheit.“ Damals war das Konzept der Beziehung aber noch längst nicht mit Gefühlen verbunden. „Erst im Mittelalter [...] wird ‚das Medium Liebe‘ auf eine einzelne Person eingegrenzt.“

Heutzutage ist die monogame Liebesbeziehung durch Eheschließungen oder Lebenspartnerschaften rechtlich anerkannt und weit verbreitet. Auch die Rechte von LSBTI-Menschen (lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans- und intersexuellen Personen) werden seit Juni 2013 von der Europäischen Union geschützt. „Bei Polyamorie ist aber noch nicht geklärt, ob es sich um eine sexuelle Orientierung oder eine Identität handelt“, erklärt der Wiener Universitätslektor Ossmann. Im Gegensatz zu LSBTI-Menschen sei bei der Mehrfachliebe die Bandbreite so groß, dass es noch keine einheitliche Definition von ihr gibt. Eine rechtliche Anerkennung läge daher noch weit entfernt. „Um Polyamorie rechtlich durchzusetzen, müssten ganz viele Dinge neugestaltet werden, wie zum Beispiel das Versicherungsrecht oder das Erbrecht“, sagt Ossmann.

## „Ein Spiel mit der Freiheit“

Die Mehrfachliebe kann natürlich auch ohne rechtlichen Rahmen ausgelebt werden, „es handelt sich aber nicht um eine absolute Freiheit“, so Ossmann. An rechtlichen Fragen um

Partnerschaften kam auch Daniela, deren Partner inzwischen verheiratet ist, nicht vorbei. „Die Gefühle sind nicht weg, nur weil die beiden auf dem Papier verheiratet sind“, betont sie. Polyamorie ermögliche ihr viel mehr Kreativität in der Liebe und in ihren Beziehungen: „Je mehr Leute, desto mehr Gestaltungsmöglichkeiten.“ Für Daniela ist Polyamorie aber auch „ein Spiel mit der Freiheit“. Sie könne für sich entscheiden, mit wem sie sein möchte. Allerdings treffe sie diese Entscheidungen nicht nur allein, sondern irgendwie auch zu zweit, da sie mit ihrem Partner viel darüber spreche.

## Ein fehlender Verhaltenskodex

Die Zwiespältigkeit der Polyamorie fasst Stefan Ossmann folgendermaßen zusammen: „Es ist die Freiheit, mehrere Menschen zu lieben, bedeutet aber auch die Verantwortung, für mehrere Menschen da zu sein.“ Als Luisa ihre Beziehung öffnete, haben sie die neu gewonnenen Freiheiten auch verunsichert. „Plötzlich hatte ich keinen Verhaltenskodex mehr“, erzählt sie zurückblickend. Zudem habe es ihr an polyamoren Vorbildern gefehlt, an denen sie sich gerne orientiert hätte.

## Beziehungen verhandeln

Laut Stefan Ossmann wird die Polyamorie „die Art und Weise wie wir Beziehungen führen, nicht revolutionieren. Sie wird eine Nische bleiben. [...] Was aber für einen größeren Anteil an Menschen interessant sein wird, ist Monogamie generell zu verhandeln.“ Also innerhalb von Beziehungen mehr zu kommunizieren und auszuhandeln, so dass man sich wie Daniela vielleicht endlich mal fragt: „Was bedeutet es eigentlich für dich, mit mir in einer Beziehung zu sein?“

\*Diese Namen wurden von der Redaktion geändert.



ILLUSTRATION: GIORGI TSUTSKIRIDZE

Polyamore Lebensweisen sind in Deutschland jedoch selten, so wie die Statistiken darüber. Eine Umfrage der Dating-Plattform Parship unter ihren Mitgliedern hat im August 2017 gezeigt, dass drei Prozent der Befragten bereits einmal eine polyamore Beziehung geführt haben. 85 Prozent der Befragten hingegen könnten sich keine Beziehung mit mehr als einem Partner oder einer Partnerin gleichzeitig vorstellen. Was bei den meisten Studien zum Liebesleben der Deutschen jedoch auffällt: Der

Entwicklung der monogamen Norm und neuer Liebesformen in unserer Gesellschaft mittels theoretischer Werke von Expert\*innen. In prähistorischen Zeiten, noch bevor die Menschen die Landwirtschaft entdeckten, orientierte sich das alltägliche Leben demnach ausschließlich an der Gemeinschaft. Man habe sowohl Nahrung, Sicherheit und Unterschlupf als auch wahrscheinlich Partner\*innen und Nachkommen nach dem Prinzip der „kollektiven Elternschaft“ geteilt.

# Vorbereitung auf die neue Freiheit



Zwei badische Vereine zeigen Einblicke in ihre Arbeit mit Gefangenen, Haftentlassenen und Familien.

von Camille Gagne Chabrol

Dem Justizministerium Baden-Württemberg zufolge befanden sich am 31. Januar 2022 5.862 Gefangene im geschlossenen Vollzug und 547 im offenen Vollzug im Land. Zahlreiche Vereine und Sozialarbeiter\*innen engagieren sich in Projekten, um den Insassen und ihren Familien zu helfen. Sie betreuen diese von der Inhaftierung bis zu ihrer Wiedereingliederung in die Gesellschaft.

Wir befinden uns in der Brombergstraße 6 im Stadtteil Wiehre in Freiburg. Hier, in einem unscheinbaren Haus, befindet sich das Vollrath-Hermisson-Haus (VHH), die Anlauf- und Beratungsstelle für Inhaftierte und Haftentlassene des Bezirksvereins für soziale Rechtspflege. Es ist der einzige Verein dieser Art in Freiburg. „Hierher kommen Leute, die aus dem Gefängnis kommen und Hilfe brauchen“, erklärt Joseph Freihaut. Der 21-jährige Student arbeitet seit Oktober im VHH als Praktikant in sozialer Arbeit. Geldverwaltung und Wohnungssuche seien zwei der Prioritäten nach der Entlassung, erzählt er. So helfen im VHH Sozialarbeiter\*innen manchen Klienten, wie sie im Sozialjargon genannt werden, ihr Geld und Post zu verwalten, unterhalten sich mit ihnen oder unterstützen sie bei der Wohnungssuche. Eine Wohnung zu finden, ist eine der größten Hürden für die Haftentlassenen. Aus diesem Grund untervermietet der Verein 24 Wohnungen in der Stadt und bietet vier Zimmer im VHH an. Das VHH ist jedoch nicht das einzige Angebot des Vereins. Auch ein Anti-Gewalt-Training, ein Arbeitsprojekt

und die Vermittlung von Einsätzen in gemeinnütziger Arbeit gehören zum Programm. Die Teilnahme an allem, sagt Freihaut, sei freiwillig.

„Die Wiedereingliederung beginnt auf jeden Fall im Gefängnis.“

Joseph Freihaut

Der Verein baut eine Brücke zwischen der Inhaftierung und der Wiedereingliederung. „Eine gute Wiedereingliederung beginnt auf jeden Fall im Gefängnis“, erklärt Joseph Freihaut. Dafür arbeiten Sozialarbeiter\*innen des Vereins bereits hinter den Mauern mit den Insassen. Sie sorgen dafür, „dass der Mensch, der ins Gefängnis kommt, weiß, wie es weitergeht, dass er weiß, an wen er sich wenden kann, was zu tun ist, und einfach so einen Überblick hat.“ Das Zimmer für „Urlauber“-Ge-

fangene am Ende ihrer Haftstrafe in der Brombergstraße ist das perfekte Beispiel für eine solche Brücke.

„Dein Vater ist ein Knacki.“

„Der erste Tag im Gefängnis sollte der erste Tag der Wiedereingliederung sein, so wäre es ideal“, sagt auch Katrin Dreja, die 65 Kilometer entfernt in ihrem Büro in Offenburg sitzt, „und da spielt natürlich die Familie eine Rolle“. Seit sechs Jahren arbeitet die 31-jährige Vertreterin des Eltern-Kind-Projekts für die Ortenau. Das 2010 gegründete Programm galt als Pilot-Projekt in der Region und richtet sich an Kinder von inhaftierten Elternteilen. „Früher hat man nicht an die Kinder gedacht“, sagt Dreja, „man hat nur den straffällig gewordenen Elternteil gesehen, aber man hat nicht daran gedacht, dass da noch eine Familie dahinter stecken kann.“

Zum Schmerz über die Abwesenheit eines Elternteils kommen oft Fragen zur Inhaftierung hinzu. Zu Stigmatisierung,



Treffen zwischen einem Klienten und einer Sozialarbeiterin im VHH  
FOTO: BEZIRKSVEREIN FÜR SOZIALE RECHTSPFLEGE



Ausstellung „Strafraum“ von Britt Schilling. JVA-Freiburg. FOTO: CAMILLE GAGNE CHABROL

zu auf dem Schulhof geschriebenen Sätzen wie „dein Vater ist ein Knacki“ gesellen sich oft Schuldgefühl und Furcht. Letztere werden durch die meist sehr klischeehafte Darstellung von Gefängnissen in den Medien verstärkt. Es ist für das Kind wichtig zu verstehen, „dass es nicht wie im Fernsehen ist, mit Wasser und Brot in einem Kerker, sondern dass der Papa ein Zimmer hat, dass es dem Papa gut geht im Gefängnis, da machen sich viele Kinder sehr Sorgen“, erklärt die Sozialpädagogin. Die Inhaftierung mithilfe von Kinderliteratur zu erklären, psychologische, pädagogische und finanzielle Hilfe für Kinder und Partnerinnen anzubieten, sind Angebote des Programms.

Zehn Jahre nach seiner Entstehung ist das Programm gewachsen und ist mittlerweile fest im Land verankert. Rückschläge gab es jedoch in den vergangenen beiden Jahren. Kinder von Gefangenen gehören nämlich zu den großen Vergessenen der Pandemie. Normalerweise erlaubt das Eltern-Kind-Programm mehr Besuche und Familientage. Diese wurden aber

durch die Corona-Maßnahmen erheblich eingeschränkt, die JVA-Offenburg war sogar gänzlich für Besucher\*innen geschlossen. „Katastrophal“, sagt Katrin Dreja, „da gab es nur die Möglichkeit zu telefonieren, und die Familien durften ein bis zwei Mal im Monat skypen.“

## Und die Frauen?

„Klienten“ wird in diesem Artikel nicht gegendert. 96 Prozent der Klient\*innen des VHH im Jahr 2020 waren nämlich Männer, insbesondere weil die JVA-Freiburg ein Männer-Gefängnis ist. Die vier Prozent Frauen sind in den Verein eingetreten, indem sie ihre Partner begleitet haben.

Die JVA-Offenburg ist auch ein Männer-Gefängnis, an dem Eltern-Kind-Projekt nehmen keine Frauen teil.

# „Sicherheit ist präsent, wenn sie abwesend ist“

Ein Interview mit dem Soziologen Stefan Kaufmann über den Wirrwarr von Freiheit und Sicherheit

von Cyprien Durand-Morel

Dieses Gespräch handelt von der Spannung zwischen Freiheit und Sicherheit. Gegensätzlichkeit, Unvereinbarkeit, Dauer, Verlust, Beschränkung, Exzesse? Stefan Kaufmann erklärt die Komplexität und die Hintergründe, die diese zwei Begriffe umgeben.

Herr Kaufmann, wie würden Sie den Begriff Sicherheit mit ein paar Sätzen erklären?

Sicherheit ist dann präsent, wenn sie abwesend ist. Unsicherheit beginnt immer dann, wenn über Sicherheitsthemen gesprochen wird. Zu dem häufig postulierten Gegensatz von Sicherheit und Freiheit ist zu sagen, dass sich Sicherheit und Freiheit immer wechselseitig bedingen. Insofern bedeutet Sicherheit nie allein, bestehende Zustände zu konservieren, sondern immer auch, sich auf Risiken und Neues einzulassen. Auch Handlungen, Unternehmungen einzugehen, mit denen man auch scheitern kann, oder die durch Unsicherheit geprägt sind.

Ist Sicherheit eher ein persönliches Gefühl oder eine Haltung in der Gesellschaft?

Man muss in der Tat unterscheiden, ob sie sich auf persönliche Belange



Prof. Dr. Stefan Kaufmann. FOTO: UNIVERSITÄT FREIBURG

bezieht oder von der öffentlichen Thematisierung oder von gesellschaftlichen Problemlagen ausgeht. Wenn wir uns zum Beispiel die Klimapolitik oder die Klimakrise anschauen. Da kann jemand sehr pessimistisch sein, was die zukünftigen Entwicklungen angeht, aber gleichzeitig eine positive Zukunftseinstellung für sein privates Leben haben, das hat ja nicht unbedingt etwas miteinander zu tun.

Verstärken die Medien das Gefühl von Unsicherheit?

Die Medienberichterstattung spielt

natürlich eine große Rolle, das ist keine Frage, wobei man die Medien nicht als autonome Akteure begreifen muss. Sie sind vielmehr eine wechselseitige Spiegelung dessen, was in der Gesellschaft passiert. Da sieht man sehr stark, wie innerhalb einer kurzen Zeit – während der Coronapandemie – die allgemeine Gefühlslage in der Bevölkerung einen Umschlag erlebt hat.

Inwiefern können staatliche Maßnahmen in einem Notfall überhaupt demokratisch sein und unsere freiheitlichen Grundrechte wahren?

Es gibt diesen Spruch „Not kennt kein Gebot“. Solange der Notfall evident ist, wird auch kaum jemand nach Legitimation fragen. Nehmen wir das berühmte Beispiel: Wenn es brennt, dann fragt niemand danach, ob die Feuerwehr wirklich berechtigt ist, die Tür einzutreten. Aber es ist klar, dass in dauerhaften Krisen- und Notlagen, wie in der Coronapandemie, Widerspruch auftaucht und der Notfall selbst legitimationspflichtig wird. In demokratischer Hinsicht heißt das einfach, dass man möglichst transparent sein muss, was die Maßnahme und die Rechtfertigung des Notfalls angeht.

Bei solchen Sicherheitsmaßnahmen stellt sich die Frage, wie lange sie dauern dürfen?

Die Aufrechterhaltung von außerordentlichen Maßnahmen über ihre ursprüngliche Motivation hinaus ist eine Gefahr, die tatsächlich besteht. In aktuellen Coronalagen ist die Schwierigkeit, dass es sich zeitlich nicht begrenzen lässt. Es gab die Bedenken, dass die Maßnahmen und Einschränkungen nicht zurückgenommen werden.

Werden uns die Verfassungsgerichte vor den Exzessen dauerhafter Sicherheitsmaßnahmen schützen?

Wir sehen zumindest, dass es in einigen europäischen Staaten berech-

tigte Gründe gibt, daran zu zweifeln, dass solche Maßnahmen abgebaut werden. Mit der Rückkehr der Autokratie, die berechtigte Zweifel daran lässt, dass man auf ein Fortleben oder auf einen Ausbau von rechtsstaatlicher Demokratie setzen kann. Sondern die eigentlich zeigt, dass man immer wieder darum kämpfen muss.

Gibt es also die Gefahr eines zukünftigen Überwachungsstaates?

Ja, vorstellbar ist das auf jeden Fall. Aber es geht nicht nur um den Staat. Was wir ja auch beobachten können, ist, dass das in der Gesellschaft selbst zunimmt, indem wir unser Leben immer mehr digitalisieren und auch immer mehr unseres Lebens aufzeichnen. Dadurch, dass sich das in alle möglichen Bereiche ausdehnt, entsteht so etwas wie eine zunehmende Gefahr der permanenten Überwachung von ganz unterschiedlichen Akteuren.

Stefan Kaufmann ist seit 2012 Professor am Institut für Soziologie und Forschungsleiter am Center for Security and Society der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Er forscht zu den Themen Sicherheit, Krieg und Militär.



Judith bei einem ihrer Ausflüge  
in die Berge Südtirols.  
FOTOS: WWW.ROTERRUCKSACK.COM

## Was von der Freiheit übrig bleibt

Weltreisen liegen im Trend wie nie zuvor. Über die Reisen selbst wird gerne berichtet – die Rückkehr und die Zeit danach fallen dabei oft unter den Tisch.

von Caroline Schneider

„Das Freiheitsgefühl ist unbezahlbar!“ So oder ähnlich berichten viele Reiseblogger\*innen über ihre Weltreise oder ihr länger als einen Urlaub dauerndes Leben im Campervan. Geschichten von Weltenbummler\*innen gibt es viele. Eine schöner als die andere. Unendliche Weiten, nicht wissen, wo man am nächsten Tag sein wird, in keinen stressigen Alltag mit Job eingespannt sein, keine Verpflichtungen haben – einfach frei sein. Doch was bleibt davon, wenn man nach einer großen Reise wieder heimkehrt?

Ein Blick in die sozialen Medien macht den Trend des Langzeitreisens deutlich. Der Suchbegriff #weltreise2018 ergibt auf Instagram 2.943 Beiträge als Ergebnis. Unter dem Hashtag #weltreise2019 erscheinen bereits doppelt so viele Beiträge. „Auslandsaufenthalt war gestern, Globusumrundung ist heute“, wird der Büroleiter des Regensburger „STA Travel“-Reisebüros in einem Interview mit dem Internetportal IDOWA zitiert. Ihm zufolge hat das Reisebüro pro Woche im Schnitt zwei bis drei Anfragen für „Around the world“-Flugtickets. Tendenz steigend.

### Woher kommt dieser Drang zu Langzeitreisen?

Wenn man einige der vielen Reiseblogs liest, werden zum Beispiel Abenteuerlust oder Spontanität leben können als Beweggründe genannt. Auch Judith Niederwanger und ihr Freund Alexander Pichler aus Südtirol packte 2015 das Reisefieber. Das Pärchen tauschte die vertrauten vier Wände und ihre Jobs gegen zwei große Rucksäcke und ein minimalistisches Leben ein. Für 352 Tage ging es auf Weltreise. Sie schliefen unter anderem in Autos, auf Campingplätzen und mit einem Messer in der Hand in einem Rohbau

im Dschungel. Judith und Alex ernährten sich fast ausschließlich von Nudeln, um möglichst wenig Geld für Lebensmittel auszugeben. Die beiden machten es sich zur Herausforderung, jeden Tag mit so wenig wie möglich auszukommen. Eingeschränkt fühlten sie sich dadurch nicht, im Gegenteil: „Man fühlt sich leicht“, erzählt Alex.

Auf ihrer Reise haben die beiden ein so noch nie dagewesenes Freiheitsgefühl erlebt. „Ein Jahr ohne feste Termine. Ohne ernsthafte Verpflichtungen. Du bist einfach komplett herausgenommen von dieser Arbeitswelt. Du lebst einfach wirklich. Das war so cool“, schwärmt Alex. Am wichtigsten

kehren kann. Diese Sicherheit, sagt Judith, habe ihr sehr geholfen: „Sonst hätte ich mir vermutlich oft Gedanken gemacht, wie es nach der Weltreise weitergehen würde.“

### Das Leben danach

Doch so schön eine Weltreise auch sein mag, irgendwann enden die meisten. Man kehrt zurück. Der lange ersehnte Traum liegt nun hinter einem. Viele Weltenbummler\*innen klagten über ein tiefes Loch, in das sie erst einmal fallen. „Und dann kommst du heim. Du bringst so viele neue Eindrücke mit, und zu Hause hat sich

zu Hause zurückzuschalten, das war schon sehr hart. Der schwierigste Teil der Reise“, so Alex. Judith dagegen wurde so schnell in ihren Arbeitsalltag zurückkatapultiert, dass ihr die Weltreise nach kürzester Zeit nur noch wie ein dreiwöchiger Urlaub vorkam. Alle Erlebnisse schienen weit weg.

„Und dann kommst du heim. Du bringst so viele neue Eindrücke mit, und zu Hause hat sich nur die Musik im Radio verändert.“

Alexander Pichler

Die meisten Weltreisenden kehren nicht wieder in genau den gleichen Alltag wie vor der Reise zurück. Judith und Alex ebenfalls nicht. „Der Drang, jeden Tag etwas Neues zu erleben, blieb bestehen. Dann haben wir endlich angefangen, unsere Heimat zu erkunden“, erzählt Judith, „als ‚Therapie‘ nach der Weltreise sozusagen“. Seit dem Ende ihrer Reise verbringen sie ihre Wochenenden daheim nun nicht mehr auf dem Sofa. Wenn Judith und Alex verschwitzt auf einem Berggipfel Südtirols ankommen und ihre Blicke in die Ferne gleiten, komme dieses Freiheitsgefühl für einen Moment wieder zurück, sagen sie. Es ist nur eben kein Dauerzustand mehr. Die beiden beschreiben das als „einen Ausflug in die Freiheit machen“.

Aber nicht nur die Gestaltung ihrer Wochenenden hat sich seit der Weltreise verändert. Mit ihrem Blog „Roter Rucksack“ haben Alex und Judith nun einen Zweitjob. Es begann als kleiner Blog für die Dokumentation ihrer Weltreise. Ausschließlich für Familie und Freunde. Seit der Reise habe sich allerdings ihr Interesse an Natur und Fotografie erhöht, erzählt Judith, und so entwickelte sich ein professionelles Projekt. Die Weltreisegeschichten der beiden kann mittlerweile jeder

auf „Roter Rucksack“ lesen. Zudem arbeiten Judith und Alex an Wanderbeschreibungen und geben Fotokalender heraus.

### Neue Lebensgestaltung

Durchforstet man die Geschichten unterschiedlicher Weltreisenden im Internet, kristallisiert sich heraus, dass der Start solcher Fotografie-, Video- oder Blogprojekte über die eigene Reise genauso beliebt ist wie der Trend zur Weltreise selbst. Viele bestreiten ihren Lebensunterhalt nach ihrer Reise sogar ausschließlich mit solchen Projekten. Einige Blogger\*innen erzählen, dass sie auf diese Weise die beendete Reise weiter in ihr Leben integrieren können und sich so niemals ganz von ihr lösen müssen. Judith und Alex sind ebenfalls glücklich darüber, dass der „Rote Rucksack“-Blog über die Weltreise hinaus ein Teil von ihnen geblieben ist. Auch noch sechs Jahre danach. Manch andere heimkehrte Weltenbummler\*innen starten mit Blog und Videoreportagen in die Selbstständigkeit und lösen sich so aus ihrer vorgegebenen 40-Stunden-Woche. Sie versuchen damit, so erzählen sie, die Freiheit, ihren Tag selbst einteilen zu können, auch nach der großen Reise beizubehalten und weiter „ihr Ding“ zu machen.

Judith und Alex sind Ende Dreißig und „in einem Alter, in dem man daran denken könnte, ein Haus zu kaufen“, so Judith, „das machen wir aber nicht. Wir bleiben weiter zur Miete wohnen. So fühlen wir uns freier und können, wenn wir Lust haben, viel einfacher zur nächsten Reise aufbrechen.“ Denn für beide steht fest, dass es dieses langandauernde und einzigartige Freiheitsgefühl nur auf einer größeren Reise gibt und nach der Rückkehr nicht viel davon übrigbleibt. Deshalb sind sich die beiden einig: „Wenn es irgendwie wieder möglich ist, wollen wir wieder starten. Fragt sich nur, wann.“



Judith Niederwanger & Alexander Pichler

aber sei, sagen beide, dass man sich keine Sorgen und Gedanken von zu Hause mit auf die Reise nimmt. Sonst könne man diesen komplett von allem losgelösten Freiheitszustand nicht erreichen. Vielleicht müsse man auch gar nicht so weit reisen, aber in jedem Fall brauche man genug Zeit, um Abstand von allem zu gewinnen, und: freie Gedanken. Judith fiel das besonders leicht, da sie für ein Jahr von ihrer Arbeit freigestellt wurde und wusste, dass sie wieder in ihren Job zurück-

nur die Musik im Radio verändert“, berichtet Alex. Für das Pärchen aus Meran begann eine Zeit, die geprägt war von Wehmut. Vom zwanglosen Unterwegssein wieder zurück in das Leben davor. Für Alex war die Eingewöhnungsphase deutlich schwieriger. Während Judith gleich wieder in ihrem Job durchstartete, hatte er noch eineinhalb Monate lang Zeit, um in Gedanken zu schwelgen, bevor es auch bei ihm wieder in die Arbeitswelt ging. „Von 100 während der Reise auf null